

**HEYNE <**

## DAS BUCH

Für die Familie Sternberg, die in dem Bestseller »Das Haus in der Rothschildallee« noch davon träumte, als Juden gleichberechtigte Bürger im deutschen Vaterland zu sein, verwandelt sich die Hoffnung in einen Albtraum. Johann Isodor Sternbergs Sohn Erwin verliert seine Existenz, ebenso sein Schwiegersohn Dr. Friedrich Feuereisen, dem die Zulassung als Rechtsanwalt und Notar entzogen wird. Ihm und seiner jungen Frau Victoria wird aus fadenscheinigen Gründen die Wohnung gekündigt. Johann Isidors Tochter Alice und seine Enkeltochter Claudette werden aus dem Gymnasium geekelt. Tochter Anna hat nicht den Mut, aufs Standesamt zu gehen, um das Aufgebot zu bestellen.

Mit Geschick, Leidenschaft und feinem Empfinden für geschichtliche Details schildert Stefanie Zweig das Jahrzehnt zwischen 1926 und 1937. Sie beschreibt ein Familienschicksal, das ihr eigenes hätte werden können - ohne Bitterkeit und mit einer tiefen Menschlichkeit, die zu Herzen geht.

## DIE AUTORIN

Stefanie Zweig wurde 1932 in Leobschütz (Oberschlesien) geboren. Im Jahr 1938 zwang die Verfolgung der Nationalsozialisten die jüdische Familie zur Flucht. Sie emigrierte nach Kenia. Dort wurde der Vater, ein Jurist, ein schlecht bezahlter Angestellter auf einer Farm im Hochland. Seine Tochter hat Kenia nie vergessen können. Ihre Romane *Nirgendwo in Afrika* und *Nur die Liebe bleibt* schildern diese Zeit. Nach der Rückkehr 1947 nach Frankfurt, die Stefanie Zweig in dem Roman *Irgendwo in Deutschland* beschreibt, zog ihre Familie schon bald in das Haus in der Rothschildallee, Schauplatz ihrer neuen Romantrilogie. Stefanie Zweigs Bücher stehen wochenlang auf den Bestsellerlisten, erreichen eine Gesamtauflage von über sieben Millionen Exemplaren und wurden in fünfzehn Sprachen übersetzt.

Mehr über Stefanie Zweig und ihr Werk findet sich am Ende dieses Romans.

STEFANIE ZWEIG

Die Kinder der  
Rothschildallee

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

*Für Wolfgang, dem Liebe nicht nur ein Wort ist.*



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 01/2011

Copyright © 2009 by Langen Müller in der F.A. Herbig Verlagsbuch-  
handlung GmbH, München

Copyright © 2011 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,  
München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2011

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung eines

Fotos von © shutterstock/Serhiy Kyrychenko

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40778-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Wie lange hält es der Mensch  
aus, dass ihn die Hoffnung  
an der Nase herumführt?  
Bis zum letzten Tag!*



## WENN ES AN DER TÜR KLOPFT

*Silvester 1926*

Die einzige der vier Töchter des renommierten Frankfurter Geschäftsmanns Johann Isidor Sternberg, deren Charakter dem liebenswerten und fröhlichen Naturell seiner Frau Betsy ähnelte, war die achtzehnjährige Anna. Dank dieser lebensbejahenden Heiterkeit und einer Natürlichkeit, die ihre drei Schwestern als ein überholtes Relikt aus bürgerlichen Zeiten belächelten, war Anna der Trost ihres alternden Vaters. Obwohl ihr Kinderglück und Urvertrauen sehr früh genommen worden waren, blieb Anna die Optimistin, die sich zu ihrem vierten Geburtstag einen Teppich aus Rosinen und eine Kutsche aus Marzipan gewünscht hatte und die dann eine Tüte Makronen bejubelte.

Der Backfisch Anna war auf sehr sympathische Weise von der Launenhaftigkeit und dem Missmut verschont worden, die das Zusammenleben mit ihrer gleichaltrigen Schwester in der Zeit der beginnenden Nestflucht zu einem Tanz auf dem Vulkan machten. »Anna grinst sogar das Salzfass an«, pflegte Victoria am Frühstückstisch zu konstatieren, wenn ihr die Mutter die gute Laune ihrer gleichaltrigen Schwester vorhielt. »Das weiß doch jeder, dass sie eine Heilige ist.«

Bei Anna hatte sich seitdem nichts verändert. Ihr Opti-

mismus und ihre Freundlichkeit fielen auch Leuten auf, die Unfreundlichkeit und Pessimismus für die einzig möglichen Lebensbegleiter hielten. Anna brauchte doppelt so viel Zeit wie ihre Mutter, um Brötchen zu holen. Nie kam sie an den Kindern vorbei, die in der Anlage in der Günthersburgallee mit Schaukel, Wippe und Sandkasten spielten. Mit den Nachbarn im Hausflur unterhielt sie sich so lange, als wäre sie gerade von einer Weltreise zurückgekehrt, und sie ließ sich von Fremden in nicht enden wollende Gespräche ziehen. Wenn die Geschäftsleute auf der Berger Straße über die Zeiten und die Politiker klagten, war Anna eine aufmerksame und anteilnehmende ZuhörerIn. Sie erkundigte sich nach der Familie des Schornsteinfegers, tröstete weinende Kinder mit Bonbons, die sie eigens zu diesem Zweck besorgte, und bewunderte die Babys stolzer Puppenmütter. Auch jeder Hund, der in ihren Augen aussah, als brauche er Zuspruch und einen Klaps auf den Kopf, wurde von Fräulein Anna bedacht.

Ihre Schwester Clara, acht Jahre älter und um Äonen lebenserfahrener, beliebte des Öfteren – und auch in Gesellschaft! – zu erzählen, sie hätte Anna heimlich beim Fischhändler beobachtet. Dort hätte Anna mit einer ganzen Platte grüner Heringe geflirtet. »Und mich haben noch nicht mal die Karpfen mit einem Blick beachtet, und die waren noch lebendig.«

Wenn Anna nachts die Gardinen ihres Zimmers zuzog, hüpfte sie immer noch in den siebten Himmel. In dem Regal über ihrem Bett standen ihre alten Märchenbücher und die sentimentalischen Geschichten für junge Mädchen, die ihr weisgemacht hatten, das Leben sei ein Kinderspiel. Die Puppe, die das mutterlose, verängstigte achtjährige Kind im Arm gehalten hatte, als ihr Vater sie in sein Heim und



zu seiner Frau gebracht hatte, saß wie in alten Zeiten auf dem kleinen Sofa und schaute zum Mond. Der alte Teddybär hatte eine grüne Jacke an und eine rote Schleife um den Hals.

Die Idylle trog – Anna war keine, die nicht erwachsen werden wollte. Sie verlangte nicht nach den Armen, die sie behütet hatten. Sie war auf eine besondere Weise lebensklug, denn sie war schon früh imstande gewesen, sich vor den Illusionen zu hüten, die junge Menschen erbarmungslos in die Irre führen. Wenn Anna aus dem reichen Hause Sternberg träumte, war sie noch immer armer Leute Kind; das kleine Glück als Objekt der Begierde reichte ihr. Der Gedanke an den Neid der Götter, sobald sie an das große dachte, ängstigte sie. Hans im Glück, der sich bei jedem Tausch verschlechtert, den er macht, und der sich trotzdem begnadet wähnt, war einst ihr Lieblingsheld gewesen. Sie hielt ihm ein Leben lang die Treue.

»Anna ist dumm geboren«, hatte einst die zehnjährige Victoria mit der erbarmungslosen Zunge der unschuldigen Kinder diagnostiziert.

»Sie ist klüger als du, mein Kind«, hatte ihre Mutter sie aufgeklärt, »aber ich würde mich wundern, wenn du das je begreifen solltest.«

Nun, mit achtzehn, wünschte sich Anna einen klugen, beredten Ehemann, der gelegentlich auch seine Frau zu Wort kommen ließ. Wie sie sollte er gern Bildungsromane und Reiseberichte lesen, sich an weichen Eiern im Glas delektieren und Freude an Wald und Flur haben. Sonntags sollte dieser Prachtmensch mit seiner Gattin zum Vierwaldstätter See im Frankfurter Stadtwald radeln und sie abends in die Alemannia-Lichtspiele an der Hauptwache führen. Dort war Platz für achthundert Zuschauer. Im eleganten

Foyer waren vier Pfeiler, die mit Metallrahmen und mattem Glas als Leuchtkörper gestaltet waren. Anna war erst zweimal in diesem eindrucksvollen Kinoparadies gewesen, als Johann Isidor und Madame Betsy nach dem großen Umbau mit sämtlichen Honoratioren der Stadt zur feierlichen Wiedereröffnung geladen worden waren.

Anna wünschte sich ein Häuschen im dörflichen Frankfurter Vorort Seckbach. Der Garten sollte groß genug für drei Kinder sein, eine Dogge, wie sie Bismarck gehabt hatte, und eine gescheckte Katze, die ja allgemein als Glücksbringerin galt. Sie wollte ihren Mann bitten, vor dem mächtigen Apfelbaum eine Bank aufzustellen und sie grün anzustreichen. An sonnigen Tagen wollte die Hausfrau dort ihre Erbsen pulen und nach getaner Arbeit Socken für den Winter stricken.

Victoria, die sich noch nicht einmal vorstellen mochte, sie würde je heiraten, geschweige denn Kinder bekommen, war eine besonders aufmerksame ZuhörerIn, wenn die beiden ungleichen Halbschwestern einander Zukunft ausmalten. Trotzdem schloss sie meistens die Augen, als könnte sie die Bilder vom bürgerlichen Glück nicht ohne Schmerz ertragen. Mit einem kleinen Seufzer, der dem von Maria Stuart in Gefangenschaft entsprach, wenn sie in ihrem Kerker an das schöne Leben in Frankreich zurückdachte, und der bei Victoria ebenso herzerbrechend ausfiel, sagte sie: »Meine kleine Spießerin in der Kittelschürze.«

Auch Anna kannte ihren Text. »Bei Spießern weiß man doch wenigstens, woran man ist«, hatte sie zu antworten, worauf sie und Victoria so unbefangen lachten, als wäre der kleine Sketch tatsächlich nur ein Spiel mit Worten gewesen.

Gerade Victoria, die ganz sicher war, dass bald die berühmtesten Theaterintendanten Deutschlands mit langfristigen Verträgen vor ihrer Tür Schlange stehen und sich ihretwegen duellieren würden, schätzte hin und wieder die harmlosen Spiele ihrer Kindertage. Noch mehr schätzte sie es allerdings, dass sie ihrer Lust an kleinen Bosheiten nachgeben konnte, ohne dass das Opfer ihrer spitzen Zunge sich getroffen fühlte. Anna war schon immer die ideale Partnerin gewesen – sie nahm nicht übel, war leicht zu beeindrucken, nie eifersüchtig, und sie kannte ihre Grenzen. Ihrerseits bewunderte Anna ihre souveräne, aparte, großtuerische Schwester. Selbst deren Sarkasmus fand sie chic. Aus der koketten kleinen Vicky mit dem frühreifen Charme, dem weder Frau, Mann noch Kind hatten widerstehen können, war eine Schönheit mit langen Beinen und markantem Profil geworden. Fünfzehnjährige Jungen und würdevolle Familienväter wurden scharlachrot, wenn sie sich von Victoria Sternberg angeschaut glaubten. Alte Herren mit Rheuma gingen in die Knie, um das Taschentuch der Schönen vor rohen Füßen zu retten, und aus ihren Taschen fielen ständig altmodische Spitzentüchlein oder ebenso altmodische duftende Briefkuverts – genau wie in den Lustspielen aus der Biedermeierzeit. Die junge Sternberg, die sich vorgenommen hatte, so berühmt wie Sarah Bernhardt zu werden und so umschwärmt wie Josephine Baker, sah bei jedem Blick in den Spiegel eine Königin. Der Schwester aus der anderen Welt imponierte nicht nur Victorias Schönheit, sondern noch mehr deren Besessenheit und Energie. Mochten ihr König, Bauer und Bettelmann mit Stentorstimme und Tag für Tag von dem Weg abraten, den sie zu gehen gedachte, sie verstopfte ihre hübschen kleinen Ohren mit schlanken, gepflegten Händen,

an denen links ein Rubin und rechts eine goldene Schlange mit Augen aus Smaragd glänzten. Fräulein Sternberg wusste sich zur Schauspielerin geboren. Sie sah sich, ehe man sie nach Berlin holte, in ihrer Heimatstadt auf der Bühne stehen, mit Lorbeer bekränzt, auf Rosen gebettet und mit jubelnden Kritiken bedacht. Ihr Vater, der in den Augen der klugen Tochter von nichts wusste, was die Welt zusammenhielt, und der folglich Schauspieler als fahrendes Volk ablehnte, vor dem man die Wäsche schützen musste, würde mit feuchten Augen in der ersten Reihe sitzen. Auch die Mutter, diese skeptische Frau, die vom Denken ihrer Vorfahren nicht loskam und die sich nichts anderes als gut verheiratete Töchter wünschte und Schwiegersöhne, die ihr Ehre machten, würde ihre Tränen laufen lassen, wenn Victoria als blonde Ophelia von Hamlet ins Kloster geschickt würde.

Bisher hatte es diese außergewöhnliche schauspielerische Begabung noch nicht einmal zur Bühnenelevin gebracht. Doch nicht einmal in den trüben Momenten, da sie sich erinnerte, dass zwei Schauspiellehrer sie wegen mangelnder Begabung als Schülerin abgewiesen hatten, bezweifelte sie, dass sie Othellos Desdemona und Romeos Julia spielen würde. Und Fausts Gretchen auf eine noch nie da gewesene Art.

»Schon bei dem Gedanken, immerzu mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, wird mir übel«, sagte Anna.

»Du musst dir nur die richtigen Wände aussuchen, meine Gute. Aber ich fürchte, dazu hast du nicht genug Phantasie.«

Victoria täuschte sich. Anna hatte durchaus Phantasie. Nur sparte sie die für besondere Gelegenheiten auf. Manchmal wurde selbst sie es leid, als bescheidenes Veilchen im Schat-

ten heranzuwachsen. Dann brach sie in sehr ferne Welten auf, war dort eine Dame vom Feinsten, trug werktags teure Seidenstrümpfe und immer durchsichtige Unterwäsche. Den neuen hellgrauen Topfhut mit dem lila Seidenband holte sie mit der gleichen Nonchalance aus dem Schrank wie andere Mädchen ihre Baskenmütze. In Momenten der allergrößten Sündhaftigkeit trieb es die Jungfer Anna noch toller. Dann ähnelte sie wie ein Zwilling dem anderen der verruchten Halbweltdame auf der Zigaretttenpackung der Marke Xanthia.

Annas Vater rauchte neuerdings Xanthia – stets lag eine Packung auf dem Trommeltisch im Salon. Und manchmal konnte es geschehen, dass Anna, die nie vom geraden Weg abwich, eine geradezu körperlich quälende Sehnsucht nach Verruchtheit und Sünde spürte. Für Xanthia räkelte sich eine aschblonde Frau mit dem aktuellen Bubikopf der späten Zwanzigerjahre und der schimmernden Alabasterhaut einer Marmorstatue in einem schneeweißen Unterrock auf einer roten Ledercouch. Der Vamp hatte eine Knabenfigur und einen verschleierten Blick. In seiner Rechten hielt er eine lange schwarze Zigarettenspitze.

Anna mit dem langen Haar, das sie wie ein Burgfräulein aus dem Mittelalter zu einer adretten Krone um ihren Kopf legte und von dem sie sich trotz der aufreizenden Fotos der Garçonnes in den Zeitungen für die feine Dame nicht trennen mochte, war meilenweit entfernt von ihrer Traumvorlage – nicht nur äußerlich. Sie war zu zurückhaltend, um auch nur eine der vielen reizvollen Rollen zu erwägen, die jungen Frauen von smarten Journalistinnen als Sprungbrett in die Moderne anempfahlen wurden.

Das neue Selbstbewusstsein von Frauen, die bei jeder Gelegenheit von Freiheit redeten und die entsprechend freie

Auffassungen vom Leben hatten, waren im Hause Sternberg ausschließlich die Domäne von Clara und Victoria. Allerdings war Alice mit den großen himmelblauen Augen, erst elf und doch schon Frau und wie der Schönling Narziss ins eigene Spiegelbild verliebt, ihre gelehrige Schülerin. Gleichgültig, ob die drei aparten Schwestern in Geschäften vor denen bedient wurden, die an der Reihe waren, ob sie im Palmengarten flanierten, in einem Kaufhaus Bewunderer fanden oder sich im Café an Komplimenten delectierten, die Aufmerksamkeit der Männerwelt und der Frauen Neid waren ihnen gewiss.

Victoria und Clara zeigten schon morgens Bein. Jeden, der ihnen zuhörte, ließen sie wissen, Frauenbeine seien so erotisch wie beim Hahn der Kamm und beim Flamingo die rosa Federn. Sie trugen fleischfarbene Strümpfe aus Paris und zierliche Riemchenschuhe aus schwarzem Lackleder. Die Taillen ihrer Kleider waren in Hüfthöhe. Sie waren stolz auf ihre flache Brust und den schönen Schwanenhals. Erst ließ sich Victoria, anschließend Clara einen Bubikopf schneiden – der Nacken wurde beim Herrenfriseur ausgerasiert. Frau Betsy verschlug es die Sprache. Ihre Töchter ließen jedermann wissen, sie würden sich nicht für die Männer anziehen, sondern ausschließlich für sich selbst. Beide zupften sie ihre Augenbrauen und benutzten schon tagsüber nachtblauen Lidschatten. Die Lippen waren purpurrot, die Fingernägel ebenso. »Als hätte einer mit dem Hammer draufgehauen«, befand ihr Vater.

In jeder Gesellschaft brillierte Victoria mit der Laszivität der jungen Wilden. Bereits nach dem ersten Glas Sherry proklamierte sie, ein Frauenbusen wäre allenfalls noch ein Gewinn für Ammen aus dem Spreewald und Buschfrauen. Claras Röcke bedeckten kaum das Knie. Um ihre knaben-

hafte Figur zu halten, knabberte sie mittags Selleriestangen und nahm, wie ihre Mutter zu Recht vermutete, Abführmittel. Aus der Perspektive der Eltern vergaß Fräulein Clara provozierend häufig, was geschehen war, ehe ihr der Vater die kleine Wohnung im vierten Stock überlassen hatte. Laut altem, immer noch bei rechtschaffenen Leuten geschätztem wilhelminischem Sprachgebrauch war nämlich die älteste Sternbergtochter ein gefallenes Mädchen.

Ihre Schwester Victoria fürchtete sich dennoch nicht, mit jedem Atemzug ihr Leben zu genießen. Mittags traf sie sich mit noblen Herren, denen sie phantasieentflammende Hoffnungen machte, zum Lunch à la mode. In vornehmen Restaurants flunkerte sie ihnen vor, in ihrem Elternhaus würden ausschließlich Weine serviert, die ein befreundeter Sommelier für die Pariser Hautevolee zu empfehlen pflegte. Erstaunlich anschaulich, weil sie weder das eine noch das andere je gekostet hatte, beschrieb sie die Wonen von Coq au Vin und Froschschenkel in Riesling. Der Panther war ihr Lieblingstier. Sie liebäugelte mit einer Brosche im Schaufenster des teuersten Juweliers in der Stadt. Dort lag ein Panther aus Weißgold, mit Rubinen bestückt, auf einem schwarzen Samtkissen.

Victoria, mit dem Talent, sich selbst zu inszenieren, fand Hausmannskost überholt und das Hausfrauendasein eine »Fessel, die nicht mehr in die Zeit passt«. Ihrer Mutter, die fünf Kinder geboren und großgezogen hatte, sagte sie das, ohne zu erröten. Sie schwärmte für grünen Curry, den es nur in einem einzigen Geschäft zu kaufen gab, und fand Hummer, wenn »man ihn zu oft vorgesetzt bekommt, doch ein wenig fad«. Obwohl sich Victoria vor Schweinefleisch ekelte, das in ihrem Elternhaus selbst in Zeiten der Not nicht auf den Tisch gekommen war, ging sie oft in die Bür-

gerlokale von Sachsenhausen. Dort aß sie mit Männern, die sie als wichtig für ihr Fortkommen einschätzte, Rippen mit Sauerkraut und trank Ebbelwein, den sie nicht vertrug. Mit einem Regisseur, der ihr eine Hauptrolle versprochen hatte, obgleich er selbst seit zwei Jahren ohne Engagement war, hatte sie sich sogar an eine Schweinshaxe gemacht. In der Nacht musste ihr die Mutter warme Leibwickel auflegen, und Victoria fragte sich, ob nicht vielleicht doch der Glaube ihrer Kindertage stimmte, dass Gott den Genuss von Schweinefleisch bei Juden umgehend mit dem Tod ahndet.

Die Köchin Josepha indes, die dem süßen Vickylein Zwetschenkuchen gebacken und Himbeerpudding gekocht hatte, behandelte die erwachsene Victoria immer noch mit dem Respekt, der der treuen Seele zukam. Taktvoll verschwieg ihr das snobistische Fräulein die Veränderungen der Zunge und was sie aß, wenn sie ihre langen Beine nicht unter den Familientisch stellte. Mehr noch: Victorias sanfte braune Augen wurden feucht, wenn, wie in früheren Zeiten, zu ihrem Wiegenfest eine Schokoladentorte mit kandierten Veilchen auf dem Geburtstagstisch stand. Dann dachte die eindrucksvollste Salondame, die das deutsche Theater je kennenlernen sollte, an Großtante Jettchen. Vicky war ihre Lieblingsnichte gewesen; zu jedem Geburtstag hatte sie ihr einen Teil aus ihrer wertvollen Schmuckschatulle geschenkt und, als Erinnerung an glückliche Zeiten, aus Baden-Baden Schokoladenpflaumen in Goldpapier kommen lassen. Jettchen war vor fünf Jahren gestorben, im Schlaf und ohne dass die Familie hatte Abschied nehmen dürfen. Victoria konnte deren Tod nicht verwinden.

Sie hatte ohnehin Schwierigkeiten mit der Endgültigkeit.



Den Tod ihres ältesten Bruders Otto, der schon im dritten Kriegsmonat fiel, hatte sie als Sechsjährige erlebt und umgehend aus ihrem Gedächtnis gestoßen. Die Vergangenheit wurde im Schrank hinter schweren Wolldecken aus Notzeiten gelagert – eine vergilbte Fotografie, auf der das Gesicht des Bruders sich nicht mehr mit Victorias Erinnerungen deckte, und das schwarzrot gepunktete Kostüm, in dem die Sechsjährige als Glückskäfer am Vorabend des Weltbrands ihren ersten Theatertriumph feierte. Otto hatte den Kopfpfutz, einen breiten roten Haarreif mit schwarzen Hörnern, unmittelbar vor dem Einrücken für sie gebastelt.

Victoria dachte nur an den Bruder, wenn sie ihren Vater die Zeitung für jüdische Frontkämpfer lesen sah. Sobald sie Tante Jettchen erwähnte, stotterte sie. Vom Tod der französischen Theaterheroine Sarah Bernhardt im März 1923 und vom toten Rudolph Valentino, dem Filmidol aus Hollywood, berichtete sie, als wäre sie dabei gewesen. Sie bezeichnete den Verlust der beiden Künstler als »eine der größten Menschheitstragödien des zwanzigsten Jahrhunderts« und befand es als »niederschmetternd typisch für unsere Zeit«, dass die Menschen, selbst die Leute vom Theater, sie verständnislos anschauten, wenn sie mit sonorer Stimme ihre Sicht der Welt darlegte.

Auch ihre ältere Schwester hatte Schwierigkeiten mit der Zeit, in der sie lebte. Sie war ausschließlich von jenen gut gelitten, die sich, wie sie, frei vom »Muff der Spießer« wähnten. Clara Sternberg war nun sechszwanzig, ledig und ohne Aussicht auf Veränderung ihres Familienstands. Sie trug ihr Schicksal erhobenen Hauptes und rechtfertigte sich weder bei Freund noch Feind für den Weg, den sie gegangen war. Die, die Bescheid wussten, befanden unter

vorgehaltener Hand, ein solcher Stolz käme selbst einer Sternberg nicht zu; das würde, wussten sie, die Zukunft erweisen. Frau Winkelried, die Putzfrau, sprach es am deutlichsten aus. »Das Fräulein Clara«, pflegte die aufrichtige Seele mit Volkes Stimme zu schelten, »ist ein gefallenes Mädchen.«

Selbst Josepha mit dem Herzenstalent, Frau Betsys Kinder so zu lieben, als wären es die eigenen, gelang da kein überzeugender Widerspruch. Frau Winkelried war, nachdem die wirtschaftlichen Verhältnisse der Oberschicht wieder leidlich ins Lot gekommen waren, im Hause Sternberg als Putzfrau fürs Grobe engagiert worden. Freitags wurde sie auch zu Clara in den vierten Stock geschickt. Dort scheuerte sie mit verkniffener Miene und moralischer Empörung Küche, Bad und Haustreppe. Gertrud Winkelried war als Kriegswitwe mit karger Pension und drei Kindern, die allesamt noch in der Schule und nicht satt zu bekommen waren, auf den zusätzlichen Verdienst bei Clara angewiesen. Jedoch ließ sie ständig sowohl ihre Familie als auch Josepha wissen, dass allein Mutterliebe und Not ihr geboten, »für so eine zu schaffen«.

Seit exakt acht Jahren und neun Monaten weigerte sich nämlich Fräulein Clara, den Vater ihres Kindes anzugeben. Selbst die eigenen Eltern mochten ihr die Absage an die bürgerliche Moral nicht verzeihen und schon gar nicht, dass sie weder Scham noch Reue zeigte. Claras Geschwister hingegen standen fest an ihrer Seite. Für Victoria war die ältere Schwester eine Heldin, die für das Recht der Frauen auf freie Liebe kämpfte. Anna und die kleine Alice waren stumme Bewunderer. Erwin, der geliebte Zwillingsbruder, selbst ein Rebell, der Kompromisse als Sünde verachtete, zollte ihr offenen Beifall. »Nicht jede jüdische Mutter fin-

det einen gutmütigen Zimmermann, dem sie ihr Kind unterschieben kann«, beschied Erwin seinem Vater, als der sich wieder einmal über die deutsche Jugend im Allgemeinen und über Clara im Besonderen beklagte.

Erwin setzte sich sein giggelndes Nichtchen Claudette auf den Schoß, bekränzte sie mit Petersilie und Liebstöckel und sang mit ihr abwechselnd »Auf in den Kampf, Torero« und »Die Liebe vom Zigeuner stammt«. Das führte bei Claudettes Großeltern zu Irrungen und Wirrungen von ungeheurem Ausmaß. Im vierten Stock hatte zur Zeit von Claras Sturz aus dem Himmel der wohlerzogenen Jungfrauen nämlich ein Opersänger gewohnt, schön wie Apoll und ein Frauenfänger wie Blaubart. Die romantische Spur war allerdings vom nichtsnutzigen Erwin, der seinerseits absolut im Bilde war, wem er seine putzige kleine Nichte verdankte, bewusst falsch gelegt worden.

Ein Kind der Liebe war die kleine Claudette allemal gewesen und schon als Achtjährige eine typische Sternberg – mit Augen, die wie Sterne funkelten, und Lippen, die früh Männerträume entzünden würden. Schon jetzt balgten sich auf der Burgstraße kleine Buben, um für die Schülerin Claudette Sternberg den Ranzen in die Merianschule tragen zu dürfen. Noch ehe sie das Wort Diva kannte, war sie eine. Die Schnittmuster für ihre Kleider ließ die Mutter aus Paris kommen, die breiten Haarschleifen stammten aus Großvaters Posamenterie. Die Söckchen waren weiß wie Schneeglöckchen, die Schuhe zierlich wie die von Aschenputtel, als sie aus der goldenen Kutsche stieg. Die künftige Königin hatte schwarze Ringellocken und hochstehende Backenknochen, die ihr schmales Gesicht noch zusätzlich veredelten. Selbst wenn sie Josephas Speisekammer plünderte und aus Großmutter's Nähkorb die schönsten Knöpfe

stibitzte, sah sie so unschuldig aus wie eine Barockputte. Raffiniert war sie wie Salome, entschlossen wie die Jungfrau von Orleans, und wenn sie einmal weinte, glitzerten ihre Tränen wie Perlen und bezauberten die Engel im Himmel.

Claudette Sternberg wurde eine Erziehung wider Zeitgeist und Moral zuteil. Freiheit war das Schlüsselwort. Zivilcourage und körperlicher Mut wurden ihr als die Waffe der Klugen anempfohlen. Das Leben dieser glücklichen Achtjährigen war so ungewöhnlich wie unbeschwert. Sie fragte ihre Mutter nie nach einem Vater auf Erden und selten nach dem im Himmel; sie durfte Bücher aus dem Regal holen, die anderswo vor Fünfzehnjährigen unter Schloss und Riegel gehalten wurden, und das Engelchen klärte sämtliche Freundinnen über den Umstand auf, dass der Storch keine Babys brachte und der Osterhase keine Eier legte.

Keiner drohte Claudette mit dem schwarzen Mann und niemand mit der Hölle. Ohne dass ihre Mutter Einspruch erhob, durfte sie wie ein Bierkutscher fluchen; sie prügelte sich mit Gassenjungen, wenn sie ihr Fahrrad verteidigen musste, und sie lehrte Rivalinnen, die es wagten, an ihrer Ehre zu zweifeln, das Fürchten. Die beherzte Amazone mit der Zahnlücke bemalte ihre Fingernägel rot, probierte Mutters Lippenstift und Hüte aus und brauchte nie wie andere Kinder ihren Teller leer zu essen, Lebertran zu schlucken oder in der Ecke zu stehen, um Buße für eine Kindersünde zu tun. Sie wurde von ihrer Mutter und von blendend aussehenden Männern, die erfolglos um diese schöne Mami warben, mit in exquisite Lokale genommen. Dort durfte sie so lange Windbeutel und Mohrenköpfe essen, bis ihr schlecht wurde und einer der starken jungen Männer sie nach Hause tragen musste.

»Heute haben wir frische Liebesknochen«, sagte der grauhaarige Kellner im Café Hauptwache.

»Eclairs«, verbesserte Mademoiselle Claudette, denn sie kannte sich in der großen Welt besser aus als andere Mädchen in ihrer Schulbibel.

Schneewittchens Zwerge und Aschenputtels Nöte waren ihr gleichgültig. Hänschen klein zog bei ihr nicht in die Welt hinaus, kein Vogel machte Hochzeit, aber Charleston konnte sie tanzen, und sie liebte den Cancan. Tante Victoria war ihre Lehrmeisterin. Nichts wusste Claudette von Noahs Arche oder dem Apfelbaum im Paradies, doch erzählte ihr die vergötterte Frau Mama wunderbar anschaulich von Cleopatra, die sich der Liebe wegen in einen Teppich hatte wickeln lassen.

»Ohne Hemd und Höschen«, berichtete Claudette ihrer schockierten Großmutter, »ganz, ganz nackt war sie. Onkel Erwin hat gesagt, alle Männer haben sich ganz toll gefreut.«

»Unsere Tochter sollte sich schämen«, beklagte sich Frau Betsy bei ihrem Mann, »und ihr Herr Bruder ebenfalls. Einem kleinen unschuldigen Mädchen so etwas zu erzählen. Ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, als meinen Kindern so etwas zu sagen.«

»Zum Schämen ist es zu spät«, seufzte Johann Isidor. »Wenn sich hier einer schämen muss, sind wir es, meine Liebe. Wir haben als Eltern komplett versagt. Wenn du mich fragst, bei Victoria und Alice ebenfalls. Von Erwin ganz zu schweigen.«

Ein Jahr zuvor, an seinem fünfundsechzigsten Geburtstag, hatte er geschworen, sich nie wieder in seinem Leben über eines seiner Kinder aufzuregen. »Meine Zunge soll mir abfallen«, hatte er trotz der vielen Gäste beteuert, »wenn mir

je wieder ein Wort der Klage über die eigene Brut entschlüpft.« Es war, wie alle Schwüre, nur eine öffentlich erklärte Absicht gewesen, ein Traum in einem Meer von Illusionen. »Unsere Clara hat sich nie geschämt, für nichts«, erinnerte er seine Frau, als sie ihm von Claudette und Cleopatra erzählte.

»Sie war viel zu jung, um zu begreifen, worauf sie sich einließ«, sagte Betsy. Sie sagte das immer, wenn von Clara die Rede war, doch sie hörte nie auf, sich Vorwürfe zu machen. »Seitdem ist sie immerhin acht Jahre älter geworden. Irgendwann muss ihr doch aufgehen, dass sie nicht zu ihrem Vergnügen auf der Welt ist. Ihr Herr Bruder wittert doch auch mit zarten sechsundzwanzig den Ernst des Lebens«, bemerkte Johann Isidor.

Frau Betsy verabscheute ihren Gatten, wenn er ironisch wurde. »Mach dich nicht unglücklich«, sagte sie. »Wer weiß, was das Leben uns noch bringt. Es ist eine Sünde, die Hoffnung aufzugeben.«

»Du hast ja so recht, meine Liebe. Schau dir den Sohn des alten Wolf an. Der hält Bridgespielen für einen Beruf, aber mit fünfzig hat er ein Vermögen gemacht.«

»Wirklich?«

»Ich schwöre es. Das schlaue Kerlchen hat vier Tage nach dem Tod seines Vaters das Haus in der Wielandstraße verkauft. Das wird doch unser Erwin mit meinen Häusern auch eines Tages schaffen. Falls er nicht in den Main springt, wenn er erfährt, dass ich dich zu meiner Vorerbin gemacht habe und er hoffentlich noch viele Jahre warten muss. Auf seinen Pflichtteil, natürlich.«

»Komm, sag nicht solche Sachen. Ich bekomme eine Gänsehaut, wenn du so von unserem Tod sprichst.«

»Wenn ich kein Testament gemacht hätte, Betsy, und dir

unsere Kinder das Dach über dem Kopf versteigern könnten, ehe du von der Gemeinde die Rechnung für die Bererdigungskosten bekommen hast, müsstest du die Gänsehaut kriegen.«

Erwin lebte seit fünf Jahren in Berlin; dort hockte er in einem Hinterzimmer, trank zu viel Schnaps, wurde nie richtig satt und träumte in allen Farben, die den expressionistischen Malern heilig waren, die Welt würde eines Tages seinen Namen kennen. In sein Elternhaus kehrte Erwin nur dann zurück, wenn die finanziellen Zuwendungen aus Frankfurt aufgebraucht waren und er nicht mehr wusste, wie er in Berlin Kost und Logis bezahlen sollte.

Nach dem Tod seines Bruders Otto hatte sich der vielversprechende, vielseitig interessierte, intelligente, witzige, damals vierzehnjährige Erwin Sternberg dem Leben verweigert. Und seinem Vater. Er mochte nicht Stammhalter sein. Vaters Posamenterie, die Geschäfte, der Verlag interessierten Erwin nicht. Er wollte weder einen bürgerlichen Beruf, noch hatte er vor, für eine Familie zu sorgen. Das Abitur machte er nicht. Lehrstellen, die der Vater ihm hätte verschaffen können, lehnte er ab. Seine Ideale vergaß er so gründlich wie Caesars Kriegszüge und Ciceros Reden. Der Zionismus, der ihn als Jugendlicher begeistert hatte, erwärmte sein Herz nicht mehr. Vergessen waren die Kibbuzim in Palästina, wo er ein Leben in Gleichheit und Brüderlichkeit hatte führen wollen.

Erwin konnte sich sein Leben nur als Maler vorstellen, als ein Umjubelter, ein Begnadeter, wobei er einem Talent vertraute, das ihm seit der Quarta, als der Kunstlehrer den kohlschwarzen Augen des Schülers Sternberg nicht hatte widerstehen können, niemand mehr bestätigt hatte.



Stefanie Zweig

**Die Kinder der Rothschildallee**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-40778-7

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2010

Der große historische Roman der Bestsellerautorin jetzt im Taschenbuch

Der Boykott der jüdischen Geschäfte im April 1933 nimmt dem Kaufmann Johann Isidor Sternberg jede Hoffnung auf eine Zukunft in Deutschland. Er, seine Frau Betsy, die Kinder und Enkel werden zu Aussätzigen in ihrer geliebten Heimatstadt Frankfurt. Die Nazis nehmen ihnen Arbeit, Sicherheit und schließlich die Heimat. Die Bedrohung ihres Lebens wird für die jüdische Familie Sternberg zur schrecklichen Normalität.



[Der Titel im Katalog](#)